



Glaubenssachen

Sonntag, 16. Juli 2023, 08.40 Uhr

Warum ausgerechnet Thomas von Aquin?
Eine Wiederentdeckung
Von Christian Feldmann

Redaktion: Florian Breitmeier
Norddeutscher Rundfunk
Religion und Gesellschaft
Rudolf-von-Bennigsen-Ufer 22
30169 Hannover
Tel.: 0511/988-2395
www.ndr.de/ndrkultur

- Unkorrigiertes Manuskript -

Zur Verfügung gestellt vom NDR

Dieses Manuskript ist urheberrechtlich geschützt und darf nur für private Zwecke des Empfängers benutzt werden. Jede andere Verwendung (z.B. Mitteilung, Vortrag oder Aufführung in der Öffentlichkeit, Vervielfältigung, Bearbeitung, Übersetzung) ist nur mit Zustimmung des Autors zulässig. Die Verwendung für Rundfunkzwecke bedarf der Genehmigung des NDR.

Er gehört zu jenen Geistesgrößen, die man erst einmal etwas eingeschüchtert bewundert und dann rasch viel zu schwierig findet. Kant und Hegel und Schopenhauer ging es genauso. Thomas von Aquin wird in den Lexika und Suchmaschinen als bedeutendster Theologe und Philosoph des Mittelalters geführt, als Klassiker abendländischen Denkens. Dass seine Werke in der noch unvollendeten deutschen Gesamtausgabe 32 dicke Schmöcker umfassen, schreckt freilich auch ab. Genau wie die Mischung aus existenziellen Fragen und ziemlich skurrilen Problemen, mit denen er sich befasst:

„Was ist Wahrheit?“ – „Besitzt der Mensch freie Entscheidung?“ – „Gibt es nur eine Welt?“ – „Kann das Gute Ursache des Schlechten sein?“

„Ist die Seele gemacht oder stammt sie von der Substanz Gottes selbst?“ – „Wurde der Leib des ersten Menschen aus Erdenlehm gebildet?“ – „Ist ein bestimmter räumlicher Abstand erforderlich, damit ein Engel zu den anderen sprechen könne?“

Leute, die das Werk Thomas von Aquins gut kennen, berichten hingegen, was auf den ersten Blick wie Haarspalterei aussehe, offenbare bei näherer Betrachtung eine großartige geistige Klarheit. In der Tat enthält das längst vom Thron gestürzte gewaltige System des Theologenfürsten Thomas noch immer funkelnde Juwelen. In einem aktuellen Interviewband verrät die bekannte Politologin und SPD-Politikerin Gesine Schwan, Vorsitzende der Grundwertekommission der SPD, sie sei – Zitat – „immer sehr froh, dass sich Thomas von Aquin so stark auf den ‚Heiden‘ Aristoteles bezieht, der die Erbsünde als Thema nicht kannte.“ Was es laut Frau Schwan möglich macht, Barmherzigkeit und Liebe zu predigen und ein Vertrauen auf den Körper und seine nicht von vornherein sündhaften Wünsche.

Seine voluminösen Abhandlungen über Geist und Materie, Schöpfung und Erlösung, Gott und die Welt muss Thomas wie im Rausch niedergeschrieben haben. Man hat aus- und umgerechnet, dass er als Professor in Paris jeden Tag im Schnitt zwölf einhalb enggedruckte DIN-A-4-Seiten produziert hat. Und es ist glaubwürdig überliefert, dass er zeitweise vier Sekretären gleichzeitig vier Buchmanuskripte diktierte. Als hätte er gewusst, dass ihm nur eine relativ kurze Lebenszeit beschieden war: 49 Jahre, von 1225 bis 1274.

Das war das Jahrhundert der Kathedralen und eines neuen wirtschaftlichen Aufbruchs, entgegen der landläufigen Vorstellung vom hohen Mittelalter aber keine romantische Idylle. Überall Konflikte und kriegerische Verwicklungen, ein rauflustiges, aggressives Klima auch an den eben erst gegründeten Universitäten. Thomas wurde auf der Burg Roccasecca bei Aquino zwischen Rom und Neapel geboren. Seine herzoglichen Eltern steckten den Sechsjährigen absichtsvoll in das ehrwürdige Kloster Montecassino, wo man ihn ganz sicher später zum Abt machen würde. Doch das Kloster geriet in die Kämpfe zwischen Kaiser und Papst hinein, und Thomas wurde vorsichtshalber an die Universität Neapel geschickt.

Das war eine staatliche, keine päpstliche Universität mit einem ziemlich liberalen Lehrpersonal. Thomas lernte hier zum ersten Mal die arabischen und jüdischen

Übersetzungen der großen griechischen Philosophen kennen, die man damals auf breiter Front wiederentdeckte. Ein spannender Dialog zwischen den klugen alten Heiden und aufgeschlossenen christlichen Theologen entwickelte sich, welcher der kirchlichen Obrigkeit nicht immer gefiel. Und eine zweite Entdeckung machte der junge Adelige aus Aquino: Statt seine Karriere bei den vornehmen Benediktinern voranzutreiben, begeisterte er sich für den Bettelorden der Dominikaner. Der schickte seine Leute auf Wanderschaft durch die Lande und in die großen Städte, wo sie durch ein schlichtes Leben und durch geschliffene Predigten überzeugen sollten.

Das wiederum versetzte seine Familie in Rage. Abt oder Bischof oder Kardinal hätte ihr begabter Sohn werden sollen – aber doch kein Bettelmönch! Die Legende, in der immer auch ein Körnchen Wahrheit steckt, erzählt, seine weltlich gesinnten Brüder hätten Pater Thomas gekidnappt und mehr als ein Jahr auf der Burg Roccasecca gefangen gehalten. Und eine unverschämt hübsche Kurtisane habe man ihm in seine Kammer geschickt, um ihn – etwas plump – von seinen frommen Spinnereien abzubringen. Doch der beim Meditieren gestörte Mönch habe sie mit wilden Schreien und einem aus dem Kamin geholten brennenden Holzsplitter verjagt.

Was so gar nicht zu ihm passte, zu dem sonst so ruhigen und höflichen Magister und Priester Thomas. Ein Bär von einem Mann ist er gewesen, von hünenhafter Gestalt und gewaltigem Umfang und schwerfällig in seinen Bewegungen. Den „stummen Ochsen“ hatten ihn seine Mitstudenten in Neapel genannt, weil er ihren Diskussionen in der Regel schweigend folgte, um sich dann plötzlich an den Professor zu wenden und ihn wie abwesend, mit gerunzelter Stirn, zu fragen: „Was ist Gott?“ Später in Paris zeigten ihm Freunde von einem Hügel aus, die ganze Pracht der Weltstadt mit ihren Türmen und Palästen und schwärmten, was für eine Lust es sein müsse, über dieses Paris zu herrschen. Thomas soll nur gemurmelt haben: „Ich hätte viel lieber die Chrysostomus-Handschrift, die ich in keinem Antiquariat finden kann.“

So ein sturer Südtaliener sitzt auch ein Jahr Hausarrest ab, ohne einen Aufstand zu machen. Am Ende war der Widerstand der Familie gebrochen und Thomas zog nach Paris ins Quartier latin, erwarb sich in diesem Zentrum der akademischen Welt Europas schnell einen hervorragenden Ruf, stritt vornehm im Ton, aber leidenschaftlich in der Sache mit seinen Kollegen – und fand in seinem Ordensbruder Albertus Magnus den Lehrer seines Lebens. Mit ihm zusammen wechselte er an die Dominikanerhochschule im vergleichsweise liberalen Köln, wo es für das Studium von Aristoteles und das Gespräch mit den arabischen Weltbildern weniger Hürden gab als in Paris.

In den nächsten Jahren schuf Thomas aus dem klassischen christlichen Ideengut – mit Augustinus an erster Stelle – und zeitgenössischen philosophischen Ansätzen eine monumentale Synthese, die für Jahrhunderte die europäische Theologie prägen sollte. Wie sein Lehrer Albert kannte Thomas keine Berührungsängste gegenüber Philosophen aus der heidnischen Antike und aus dem zeitgenössischen Islam: Von Aristoteles übernahm er die Orientierung am Naturrecht und die Anerkennung der Eigengesetzlichkeit der Naturvorgänge. Weil alles Seiende in der Welt seine Existenz

„durch Teilhabe“ besitze, also auf einen Ursprung verweise, vertrat er die Möglichkeit einer natürlichen Erkenntnis Gottes. Die „erste Ursache“ von allem nannte er ihn. Gott erhält damit eine ewige Dimension, der das irdische und endliche Sein des Menschen gegenübergestellt wird. Da aber Gott und Mensch mit Blick auf das unendliche und endliche Sein aufeinander bezogen sind, wertet dieses Verhältnis letztendlich die menschliche Vernunft entscheidend auf – die für letztgültige Aussagen im Bereich des Glaubens allerdings auf Gottes Offenbarung angewiesen bleibe.

Albertus hatte Recht behalten: Dieser stumme Ochse, so hatte er prophezeit, werde einmal so laut brüllen, dass man es in der ganzen Welt hören werde. Neider und Gegner gab es trotzdem genug: Als Thomas von Köln nach Paris zurückkehrte, hatten die Universitätsgremien zwar mittlerweile das Studium des Aristoteles zugelassen. Aber es knirschte gewaltig zwischen den Professoren aus dem städtischen Klerus und den Lehrstuhlinhabern aus dem modernen Dominikanerorden. Der Papst höchstpersönlich musste ein Machtwort sprechen und König Ludwig IX. schickte über Wochen hinweg Soldaten, um Thomas seine Vorlesungen zu ermöglichen.

Als Magister theologiae legte Thomas die Heilige Schrift aus, brachte den Studenten die klassisch gewordenen Sentenzenbücher des 1160 gestorbenen Italiener Petrus Lombardus nahe – eine ebenso gewaltige wie kompakt gegliederte Sammlung von Kirchenvätertexten zu allen möglichen Glaubensfragen – und schrieb so nebenher eine „Summa contra gentiles“, ein philosophisch-theologisches Handbuch „gegen die Heiden“. Es enthält erstaunlich wenig Polemik. Von Anfang an stellte er klar, dass der christliche Glaube durchdacht, abgewogen, geprüft und begründet sein müsse und nicht einfach per Dogma befohlen werden dürfe:

„Wenn wir die Probleme des Glaubens nur auf dem Wege der Autorität lösen, werden wir gewiss die Wahrheit besitzen, aber in einem leeren Kopf!“

Fast ein Jahrzehnt schrieb Thomas an seinem riesenhaften Hauptwerk, der „Summa theologiae“, die er bescheiden als Lehrbuch für Studienanfänger bezeichnete. Die „Summa“ umfasst zwei Millionen Wörter und blieb unvollendet. Die Textstruktur bildet getreu den Lehrbetrieb an den mittelalterlichen Universitäten ab, wie er noch zu Luthers Zeiten üblich war: Am Anfang jedes Kapitels steht die zu untersuchende Streitfrage, zum Beispiel „Gibt es einen Gott?“ Dann werden unter der Überschrift „videtur quod non“, „es scheint, dass nicht“ zunächst die logischen Gründe vorgebracht, die dagegen zu sprechen scheinen. Unter dem Titel „sed contra“, „andererseits jedoch“ folgen die Antworten der Heiligen Schrift beziehungsweise der kirchlichen Tradition. Und dann der Hauptteil mit der angebotenen Problemlösung. Diese Streitkultur erinnert an ritterliche Turniere: Keiner darf seinen Standpunkt darlegen, bevor er nicht in aller Fairness die Argumente des Gegners vorgetragen hat.

So zwischendurch wirkte Thomas an der Ausbildung des Ordensnachwuchses in Orvieto und Neapel mit. 1274 holte ihn der Papst nach Lyon, wo ein hochkarätig besetztes Konzil die Risse zwischen Ost- und Westkirche kitten wollte. Auf der Reise dorthin starb er in der Zisterzienserabtei Fossanova. Aus seinen letzten

Lebensmonaten gibt es eine rührende Geschichte: Eines Tages habe er nach dem Gottesdienst plötzlich sein Schreibwerkzeug weggelegt und von da an keine Zeile mehr geschrieben oder diktiert. Seinen entgeisterten Freunden soll er erklärt haben:

„Alles, was ich geschrieben habe, erscheint mir wie Stroh im Vergleich zu dem, was ich nun geschaut habe.“

So entstehen Heiligenlegenden. Tatsächlich erhob Papst Johannes XXII. den Dominikaner, den man längst „Doctor universalis“ nannte, im Jahr 1323 zur Ehre der Altäre – nachdem Pariser Erzbischöfe und römische Behörden etliche Sätze aus seinen Büchern mehrfach als Ketzerei verurteilt hatten, was aber bei der Fülle seiner Werke nicht so ins Gewicht fiel. Im Lauf der Christentumsgeschichte war das gewaltige Lehrgebäude des heiligen Thomas nie unangefochten. Luther nahm ihm das stürmische Vertrauen auf Gottes Gnade übel, dadurch könne die Wichtigkeit der persönlichen Glaubensentscheidung verdunkelt werden. Überhaupt sollte die mittelalterliche Philosophie stark an Ansehen verlieren. Bis im 19. Jahrhundert die katholische Kirche den sogenannten „Neothomismus“, ein an Thomas orientiertes geschlossenes Lehrsystem, für die Priesterausbildung verpflichtend machte.

Seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil ist der Neothomismus bei den meisten Katholiken out wie alle geschlossenen Systeme. Wer versteht schon noch diese Begriffe aus den mittelalterlichen Hörsälen: potentia, actus, Substanz und Akzidenz, Materie und Form. Auch sehr konservative Theologen räumen ein, dass Thomas ein schwieriges Latein schreibt und seine Begriffswelt missverständlich ist.

Aber soll man wirklich achtlos beiseitelegen, was kluge Geister jahrhundertlang beschäftigt, zum Nachdenken gebracht und zu scharfsinnigen Diskussionen beflügelt hat? Zumindest das Staunen lässt sich von Thomas lernen, das aufmerksame Hin- und Hören, die Freude am Denken. Vielleicht auch die Lust auf eine intelligente Religion, die sich ihre Träume und Sehnsüchte nicht austreiben lässt – weder von sturen Glaubensbeamten noch von den hämischen Skeptikern, die es schrecklich altmodisch finden, nach Gewissheiten zu suchen.

„Jede Wissenschaft geht aus Prinzipien hervor, die aus sich heraus bekannt sind“ –

– gibt Thomas zu bedenken und räumt freimütig ein:

„Aber die heilige Lehre geht aus den Glaubensartikeln hervor, die nicht aus sich heraus bekannt sind, weil sie nicht von allen akzeptiert werden. Also ist die heilige Lehre keine Wissenschaft.“

Da sieht Thomas überhaupt keinen Grund, zu tricksen. Aber auch keinen Anlass, den von Gott geschenkten Verstand auszuschalten, wenn es um die letzten Fragen geht. Ohne Vernunft sei die Wahrheit nicht zu finden und besitze der Glaube kein festes Fundament, davon ist er felsenfest überzeugt. Für ihn ist klar, die Gaben des Heiligen Geistes übersteigen die menschliche Vernunft – aber sie unterstützen sie auch ganz

entscheidend. Die Freiheit Gottes und die Freiheit des Menschen bedingen einander. Und man soll darauf vertrauen, dass das zähe Bemühen um Gewissheit nicht umsonst ist. Thomas in seinem Kommentar zu Aristoteles:

„Die Zeit ist wie ein Erfinder, oder wenigstens wie ein guter Mitarbeiter. Wenn nämlich jemand im Ablauf der Zeit sich anstrengt, die Wahrheit zu erforschen, so wird er durch die Zeit beim Finden der Wahrheit unterstützt. Das gilt sowohl für ein und denselben Menschen, der später sieht, was er früher nicht sah, wie auch für verschiedene Menschen, wenn einer auf das schaut, was seine Vorgänger gefunden haben, und dem etwas hinzufügt. Und auf diese Weise wachsen die Wissenschaften.“

Es ist schon richtig, vieles von dem, was den Magister Thomas und seine Professorenkollegen umtrieb und nicht schlafen ließ, lässt uns heute völlig kalt. Da muss man gar nicht die dauernd zitierte seltsame Frage heranziehen, wie viele Engel wohl auf einer Nadelspitze Platz finden; die hat Thomas nämlich nie gestellt, ein klassischer Fake. Aber wer will wirklich wissen, ob diese Engel Materie besitzen oder reine Form sind? Oder ob der Mensch zusätzlich zu seiner vernünftigen Menschenseele auch über eine vegetative Pflanzenseele und eine sensitive Tierseele verfügt, wie viele Zeitgenossen von Thomas glaubten? Thomas lehnte diese Spekulation ab; im Menschen gebe es lediglich eine einzige rationale Seele, die seine animalischen und körperlichen Funktionen steuere. Denn sonst könne man nicht behaupten, ein und derselbe Mensch denke, fühle, liebe, höre, esse und schlafe.

Doch auch für solche Gedankenspielereien gilt, dass man von Thomas, dem vermeintlichen Haarspalter, äußerste Präzision im Denken und Argumentieren lernen kann.

Lernen kann man von Thomas auch eine gute Portion Optimismus. Bei ihm gibt es keine Spur von dem in der Theologie so verbreiteten niederdrückenden dualistischen Menschenbild: eine Seele, die sich nach dem Himmel sehnt, und ein träger, sündhafter, am Irdischen klebender Körper. Bei Thomas ist die Seele verleibt und der Leib beseelt, die Materie kann am göttlichen Leben teilhaben, das Fleisch wird glorreich auferstehen. Leute wie die damals sehr aktiven Katharer, die den Körper verachteten und von der Reinheit des befreiten Geistes schwärmten, waren ihm herzlich unsympathisch:

„Sie erinnern sich nicht daran, dass sie Menschen sind.“ – „Wer die Geschöpfe herabsetzt, der setzt die Macht des göttlichen Schöpfers herab.“ – „Wir müssen unseren Körper mit der gleichen Liebe lieben, mit der wir Gott lieben.“

Ohne seinen Körper, ohne seine Sinne sei der Mensch kein Mensch, stellt Thomas wiederholt klar, und gegen Schwermut empfiehlt er keine Gebete, sondern ausreichend Schlaf, gute Freunde und – vermutlich augenzwinkernd –:

„Wenn einer sich so sehr des Weines enthielte, dass er dadurch seine Gesundheit schwer belasten würde, so wäre er von Sünde nicht frei.“

Auch solche Eingebungen finden sich in der großartigen „Summa theologiae“. Und dass ein „tüchtiges, gutes Leben“ mehr wert sei als die Gabe, Wunder zu wirken. Und dass die Sexualität etwas Kostbares sei, weil Gott nicht nur den Geist geschaffen habe, sondern auch den Körper.

„Von den göttlichen Dingen etwas zu verstehen, und sei es mit ganz bescheidenen und schwachen Gedanken, bereitet dem menschlichen Geist ein Vergnügen ohnegleichen.“
– *„Die größte Wohltat, die man einem Menschen erweisen kann, besteht darin, ihn vom Irrtum zur Wahrheit zu führen.“*

Diese Einladung stammt vom heiligen Thomas selbst. In der Moderne beschränken sich ja einige Zeitgenossen gern auf halbe Sachen und nennen Toleranz, was vielleicht eher Bequemlichkeit oder Feigheit ist: „Irgendwie hat ja jeder Recht.“ Da ist es erfrischend, wenn einer wie Thomas hartnäckig fragt: „Wahrheit, was ist das?“

Eine offene Frage, die dazu herausfordert, sich mit seiner Vernunft auf die Suche nach eben dieser Wahrheit zu begeben - gibt es ein besseres Argument für die Menschenwürde?

* * *

Zum Autor:

Christian Feldmann; Theologe, Rundfunkautor und Schriftsteller